

Wilde Fahrt

Fabian Dudek und sein Quartett

WIESBADEN Am Anfang scheint alles offen. Ein Synthesizer zwitschert und fiept, das Alt-Saxophon quetscht, auch der mit dem Bogen gestrichene Kontrabass und die unregelmäßigen Drum-Schläge knüpfen keine klar erkennbare Struktur. Die Dynamik des Quartetts schwillt an und wieder ab, Synthi-Sounds erinnern kurzzeitig an Flirren aus dem Radio-Äther. Nach einer Weile bläst Fabian Dudek prägnanter, wechselt von mittellagigen Tönen in extreme Höhen und zu nervösen Morsesignalen.

Zwischenzeitlich scheint die Band dem Stück etwas mehr Form zu geben, doch dann gewinnt eine unbestimmte Drift doch wieder die Oberhand. Gleichzeitig vermitteln Dudeks rauhe, hochenergetische Achterbahnfahrten eine enorme Dringlichkeit. Sie springt auch auf das erste Solo des Pianisten Felix Hauptmann über, das weit ausholende Läufe und Stakkati, eindrucksvolle Fingerfertigkeit und harmonische Freiheit vereint. Es folgt eine vergleichsweise ruhige Passage, in der Dudeks Timbre plötzlich versöhnlich und warm klingt. Dahinter zupft David Helm klare Bassmuster, während Schlagzeuger Fabian Arends zu Filzschlegeln greift. Die nächste Steigerung ist indes nur wenige Takte entfernt. Das Saxophon mäandert durch lange Notenketten, schraubt sich in immer höhere Register und spitz-schreiende Überbläser.

Zwar heißt das Stück „Limited in Time“, zu Ende ist es aber immer noch nicht. Vielmehr nimmt es einen neuen Anlauf, mit ruhigerem Klavier, einer an Spätromantik erinnernden Akkordfolge, einem kurzen Bass-Solo. Dann intoniert das Saxophon ein scheinbar endlos aufsteigendes Motiv, legt nach und nach wieder an alarmistischer Emphase zu, bläst sich in Rage und stoppt jäh; übrig bleibt eine kreiselnde, langsam ausklingende Klavierphrase. Wesentlich kürzer, aber keineswegs weniger vielschichtig ist „Sick Days“. Es beginnt gemäßigt, mit sparsamen Bassmustern, Besenrascheln des Schlagzeugs und langen Keyboardnoten. Doch schon bald spricht wieder Aufbegehren aus den Modulationen des Saxophons. Ein



Fabian Dudek

Foto Mark Treborn

Break später spickt Arends abstrakte Grooves mit pointierten Akzenten, rücken Hauptmanns wendige Flügelkaskaden erneut ins Zentrum.

Eine ungewöhnliche Mischung aus jungem Sturm und Drang und souveräner Abgeklärtheit macht den Auftritt des Fabian Dudek Trios im Wiesbadener Kulturforum zum echten Erlebnis. Obwohl das Debitalbum des Quartetts mit dem programmatischen Titel „Creating Meaning“ erst letztes Jahr erschienen ist, besteht das aktuelle Live-Repertoire fast nur aus neuen Stücken. Mit starkem Gestaltungswillen wandeln Dudeks Kompositionen gekonnt auf dem schmalen Grat zwischen persönlichem Anspruch und überdrehter Ambition. Unvorhersehbare Wendungen, Kontraste und Verdichtungen tragen durchaus herausfordernde Züge, andererseits bietet die Musik immer wieder Anknüpfungspunkte, auch auf emotionaler Ebene. Denn trotz aller ausgefeilten Komplexität wirkt sie stets lebendig und nie akademisch.

Die intuitiven Interaktionen des Quartetts, deren Intensität sich unmittelbar in den Saal überträgt, verstärken diesen Eindruck. Bandleader Dudek, mit 25 Jahren der Jüngste in der Band und nicht nur als expressiver Saxophonist ein echter Überflieger des zeitgenössischen Jazz, spielte bereits in der explosiven Band The Where Me?! mit David Helm. Dudek stammt aus Rüsselsheim, Helm wohnte von 2009 bis 2011 in Frankfurt, um an der HfMDK klassisches Klavier zu studieren. Unabhängig voneinander zogen beide für ihr Jazzstudium nach Köln, wo auch Fabian Arends und Felix Hauptmann eingeschrieben waren. Die herausragenden individuellen Qualitäten der vier jungen Musiker und Fabian Dudeks spannende Kompositionen weisen dem Jazz eine Zukunft.

NORBERT KRAMPF



„Einfluss von außen wäre völlig störend“: In Florian Heines Atelier im Frankfurter Stadtteil Bornheim fällt kein Tageslicht.

Foto Helmut Fricke

Kunst als Schrei und Ausdruck

FRANKFURT Er nennt seine schwarzen, gegenständlichen Bilder „Black Pop“: Darin nimmt es Florian Heinke mit dem Ernst des Lebens auf. Zur Auflockerung malt er aber manchmal auch bunte. *Von Eugen El*

Es ist ein ungewohnter Anblick. Expressiv wirken die farbindensiven Gemälde, die Florian Heinke seit einiger Zeit öffentlich zeigt. Auch der bisweilen spontan anmutende Malduktus überrascht. Ist doch der 1981 geborene Künstler mit seinen konsequent schwarzweißen, gegenständlichen Gemälden bekannt geworden, für die er den Oberbegriff „Black Pop“ etabliert hat. Die bunten Bilder male er zwar schon seit Jahren parallel, sagt Heinke. Aber er habe sie bis vor kurzem nicht präsentiert. Mit ihnen verbinde er „eher Freude“, während die schwarzen Bilder ernst, durchdacht und geplant seien: „Sie sind mein Werkkomplex.“

Er habe das Gefühl gehabt, dass er jetzt etwas anderes zeigen könne, ohne dass die Betrachter irritiert seien, sagt Heinke. An diesem schwülwarmen Tag strahlt er Selbstbewusstsein aus. Während des Gesprächs raucht Heinke. Er formuliert gewählt, legt hin und wieder kurze Denkpausen ein. In sein Atelier im Frankfurter Stadtteil Bornheim dringt kein Tageslicht. Lediglich eine Glühbirne spendet etwas Helligkeit. Das Studio wirkt dadurch fast wie eine Höhle. Er brauche die Abgeschiedenheit, betont Heinke: „Einfluss von außen wäre völlig störend.“ Das Atelier sollte ein Ort der Ruhe sein, sagt er. Deswegen male er vorzugsweise nachts. Dabei hört er auch Musik.

Der Blick fällt auf Heines schwarzweiße Ölgemälde, die in einer Art Petersburger Hängung die Atelierwände zieren. Sie zeigen flirrende, bisweilen traumartige Szenarien, denen eine rätselhafte, düstere Grundmelodie eigen ist. Des Öfteren taucht im Bildraum eine weibliche Rückenfigur auf. Hier und da sind Tiere zu erkennen, von denen eine bedrohliche Wirkung ausgeht. Manche Bilder wiederum kommen einem vor wie Standbilder aus einem Film noir. Fast nostalgisch mutet ein Gemälde an, das einen Zeitungleser zeigt, der fast vollständig hinter seinem Blatt verschwindet.

Eine Interpretation seiner Arbeiten möchte Heinke ausdrücklich nicht anbieten: „Ich glaube, jedes Bild spricht für sich.“ Der Zugang sei da – oder eben nicht. Sie zu erklären wäre fatal und auch vermissen, ergänzt Heinke resolut. Das sollten andere machen, wenn er tot sei. Der Grundgedanke seiner Bilder sei mit den Worten „Überdosiertes Paradies“ einzufassen, verrät er lediglich. Später geht Heinke etwas ins Detail: „Die Boshaftigkeit des Menschen in Kombination mit der Intelligenz ist schon mein Thema.“

Seine Bildideen entstünden, so der Künstler, fortlaufend im Alltag. Sie seien die eigentlichen, gedanklich weitgehend ausformulierten Bilder. Die Arbeit im Atelier sieht er als eine Art Mission, sie auf die Leinwand zu bannen. „Die Bilder sind

tolanter geworden“, so charakterisiert Heinke seine künstlerische Entwicklung in den vergangenen Jahren. Kunst sei eine Form von Schrei und Ausdruck, und der sei in jüngeren Jahren nun einmal unreflektierter. „Sie sind einfach älter geworden“, sagt Heinke über seine Gemälde und lacht. Vielleicht seien sie heute auch symbolischer. Anfangs noch verwendete er oft Schrift. Die Bilder sprachen gleichsam direkt zum Betrachter.

An die Entstehung seiner „Black Pop“-Malerei um 2007 erinnert sich Heinke genau. Er habe damals bei Christa Näher an der Städelschule studiert und ein großzügiges Atelier genutzt. „Mir ging es darum, eine Form zu finden, die wiederholbar ist und noch nicht da war“, erzählt er. Irgendwann war es so weit: „Es war eine Nacht, da habe ich das gemacht.“ Ein großes Querformat sei entstanden – das Ursprungsbild seiner Werkreihe. Es sei damals um pure Gefühle gegangen, und die seien schwarz oder weiß. Seine Kunst sei, habe er damals gedacht, so wie die Pop-Art, nur eben mit Tiefe. An der Grundkonzeption der „Black Pop“-Bilder hält Heinke bei aller Weiterentwicklung bis heute fest.

Diese Konzeption bedeutet auch eine Entlastung im Arbeitsprozess. Die Idee der Form stehe, dadurch gebe es keine Ablenkung, sagt Heinke. So könne er sich auf den Inhalt konzentrieren. Die

Konzentration kann sehr intensiv sein. Wenn er an den schwarzen Bildern male, schaue er sich keine andere Kunst an, sagt er: „In der Zeit bin ich total egoistisch.“ Nur in den sich zwei- bis dreimal im Jahr ergebenden Pausen, in denen er die bunten Bilder male, stolpere er über andere Künstler. Überhaupt war Heinke eine eher seltene Erscheinung auf Frankfurts Vernissagen, als sie noch stattfanden. „Ich gehe zu Freunden und Sachen, die mich interessieren“, bekennt er und macht sogleich deutlich: „Aber die meisten Sachen interessieren mich nicht.“ Heinke hat, so scheint es, einfach keine Zeit, zu Ausstellungseröffnungen zu gehen: „Ich arbeite halt.“ Er konzentriere sich darauf, zu malen und Geld zu verdienen.

Nach dem Studienabschluss im Jahr 2009 ist Heinke bewusst in Frankfurt geblieben: „Ich habe hier ein kleines Netzwerk an Freunden und ein kleines Kunstnetzwerk, das mich umgibt.“ Ausdrücklich erwähnt Heinke seine Galeristin Heike Strelow. Das Netzwerk funktioniere, freut er sich. In Frankfurt fühle er sich wohl. Der Flughafen, die zentrale Lage der Stadt, die Kunstsammler, die hier ankommen – das sind Dinge, die aus Florian Heines Sicht für Frankfurt sprechen. Und dann nennt er noch einen weiteren, für seine Verhältnisse beinahe sentimentale klingenden Grund: „Ich bin eben von hier.“

Pas de deux und Drohne

Choreographischer Nachwuchs im Gallus

FRANKFURT Wenn von „zeitgenössischem Tanz“ die Rede ist, dann lässt sich oft schwer sagen, was damit eigentlich gemeint ist. Benutzt wird der Begriff für aktuelle Tanzproduktionen genauso wie für beinahe alles, was auf die amerikanische Postmoderne folgte oder sich parallel dazu in Europa entwickelte. Die große Bandbreite des zeitgenössischen Tanzes möchten sie mit ihrer Auswahl choreographischer Nachwuchsarbeiten abdecken, sagte das Kuratorenduo Ida Kaufmann und Laurin Thomas zur Eröffnung ihres Minifestivals „Zukunft Tanz – Abend der jungen Choreografie 2020“ im Gallustheater.

Die beiden Absolventen der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst in Frankfurt luden dafür sieben Arbeiten junger Künstlerinnen und Künstler ein, viele davon ebenfalls Absolventen der Frankfurter Hochschule und in der Region ansässig. Die vorgestellten zehn- bis zwanzigminütigen Choreographien, alle in kurzer Zeit und unter Corona-Bedingungen entstanden, lösten das Versprechen der Kuratoren ein und ließen ganz unterschiedliche Ansätze erkennen.

Den Auftakt machte das vergleichsweise konventionelle Duo „Sahara“ von Valeria Liptschanskaja und Joshua Haines. Ähnlich wie die Soli von Martina Martin und Clara Imhoff oder der Choreographie von Katharina Ludwig scheint die Arbeit noch geprägt von der Tanzausbildung. Die Wahl der tänzerischen Ansätze ist zwar klar zu erkennen, eine deutliche künstlerische Positionierung wird damit aber in gewisser Weise umschifft, noch zumindest.

Gerade weil die Künstler des Tanzfestivals im Gallustheater überwiegend in der freien Szene beheimatet sind, wo immer mehr Tanzabsolventen beruflich Fuß fassen wollen und müssen, zeigt sich daran auch, dass bei der Ausbildung noch Wandlungsbedarf besteht. Noch mehr als bisher müsste das eigenständige künstlerische Arbeiten bereits dort eine Rolle spielen. Etwas mehr aus der Deckung kommt unter anderem Maria Kobzevas „Observe“, in dem eine kleine fliegende Drohne permanent das Tänzertrio bedroht und eine düstere Sci-Fi-Atmosphäre schafft. Auch Gal Feffermans „Try-Out #1“ fällt als gelungenere Versuch auf, der sehr eigene formale Bewegungsqualitäten findet und mit Atemlauten und Vokalisieren zu einem mal beklemmend, mal befreiend wirkenden Ganzen verbindet.

DAVID RITTERSHAUS

Die Rückkehr des Körpers

RHEIN-MAIN Das fünfte Tanzfestival Rhein-Main plant auf Sicht, aber ganz analog und mit Publikum

Im Grunde genommen, sagt Doris Uhlich, sei das Theater doch ein Hochsicherheits-trakt – im Vergleich mit anderen Orten in Pandemiezeiten. Während die österreichische Choreographin sich im „Bau“ des Mousonturms sichtbar herzlich darüber freut, mit gleich drei Stücken Fokus-Künstlerin des fünften Tanzfestivals Rhein-Main zu sein, spekulieren die Medien schon darüber, ob Deutschland ihre Heimatstadt Wien zum Risikogebiet erklären wird. Was auch für Uhlich und ihre Performer Konsequenzen haben würde.

Wenn kein völliger zweiter Lockdown komme, werde es in jedem Fall vom 30. Oktober bis 15. November ein Tanzfestival in Frankfurt, Darmstadt und Wiesbaden geben, versprechen die Kuratoren Anna Wagner vom Mousonturm und Bruno Heynderickx, seit dieser Saison Direktor des Hessischen Staatsballetts. Denn welche Disziplin, wenn nicht der Tanz, sollte sich nicht bestmöglich mit dem auseinandersetzen können, was die Rückkehr der Körper auf die Bühne und in den Zuschauer Raum bedeutet? Und der Tanz kann sich auch in besonderer Weise damit beschäftigen, was die Corona-Krise mit unserer Körperwahrnehmung eigentlich angerichtet hat. Ein Thema, das Uhlich, die schon immer mit Körper, Normen, Schönheits-

idealen arbeitet, besonders beschäftigt hat, denn: „Die Welt ist in der Körper, der Körper ist in der Welt“, sagt sie. Noch am Tag vor der Programmpräsentation hatte Uhlich aus 75 hiesigen Bewerbungen jene 20 ausgewählt, die splittelfasernackt und pandemiekonform die Frankfurter Version ihres Stücks „Habitat“ uraufführen sollen.

„Fragile Balancen – ein Festival in der Schwebe“ haben Wagner, Heynderickx und die Tanzplattform Rhein-Main aus Mousonturm, Staatsballett und den Staatstheater Darmstadt und Wiesbaden die fünfte Ausgabe betitelt. Weil auch der Tanz seine Balance sucht, nach Monaten ohne übliches Training, Proben, Aufführungen, und weil Pläne x-mal umgeworfen worden und weiter im Schweben sind. Passend dazu eröffnet der französische Artist und Choreograph Yoann Bourgeois mit einem artistisch-tänzerischen Parcours für Künstler und Publikum das Festival am Staatstheater Darmstadt: „Versuchte Annäherung an einen Scheitelpunkt der Schwebe“ lautet der Übertitel der vier Installationen, in denen Tänzer immer wieder neu ihre Balance finden müssen.

Mit Karina Smigla-Bobinskis interaktiver Installation ADA arbeitet in den nächsten Wochen die Choreographin Helena Waldmann, zusammen mit drei Tänzern

des Staatsballetts. Heraus kommen soll eine Performance, an der auch das Publikum teilnehmen kann. Überhaupt setzen Wagner und Heynderickx auf Begegnung, Interaktion und ein analoges Festival nach Monaten des Digitalen. Auch Teilhabe ist ein Thema. Daher gibt es mit der Urauf-



Uhlich-Choreographie Foto Géraldine Aresteanu

führung „Body Boom Boom Brain“ der Frankfurter Gruppe Pinks+Bernhardt ein Stück über Körperwahrnehmung und Pubertät für Zuschauer von zwölf Jahren an, außerdem wird erstmals, in Kooperation mit dem Kulturamt, das Zoo-Gesellschaftshaus mit Tanz für Kinder bespielt. „Birds“ richtet sich an Publikum von acht Jahren an. „Plock!“ mit viel Farbe ist schon für Kindergartenkinder geeignet. Sogar der beliebte Tanztag wird in sechs Städten mit guten 100 Kursen stattfinden, diesmal aber auf zwei Tage, 14. und 15. November, verteilt und nur mit vorheriger Anmeldung.

Einblicke in die Geschichte einer Legende verspricht „Why Wait“ von Tony Rizzi zu werden, der an einer Uraufführung zu seiner Zeit am Ballett Frankfurt mit jungen Tänzern und Weggefährten der Ära Forsythe arbeitet. Insgesamt 16 Stücke umfasst der Spielplan des Festivals zurzeit, kaum weniger als sonst und mit mehr Terminen, um möglichst vielen Zuschauern die Teilnahme zu ermöglichen, selbst wenn die Bedingungen so bleiben wie derzeit. „Die Hoffnung stirbt zuletzt“, sagt Heynderickx.

EVA-MARIA MAGEL

DAS TANZFESTIVAL beginnt am 30. Oktober, Informationen unter tanzfestivalrheinmain.de.